II. Jahr. Heft 9.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Wie wir leben / Hugo Neugebauer: Abenteurerlied / Otto Alscher: Impression / Bernhard Jülg: Der kleine Pierrot / Richard Smekal: Die Nacht des Herodes / Carl Dallago: Panische Feier / Benedikt: Innsbr. Kunstschau IX / Ludwig von Ficker: Herr von Hoffensthal und — ich / Karikaturenfolge 33: Max von Esterle: Josef Pembaur der Jüngere.

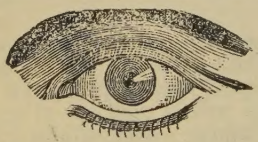
Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 1. Oktober 1911. Heft 9.

Wie wir leben / von Carl Dallago.

(Ein Kapitel zur Entstehung des Selbstgefühls).

Hugo Neugebauer in besonderer Wertschätzung gewidmet.

Frühling im Gebirge. Wessen Seele hörte je genug die Verheißungen seiner Melodien? Die meine gewiß nicht; sie ist immer wieder zugänglich seinem machtvollen, die Seele durchbrausenden Sang. — Die Luft ist voller Vogelstimmen. Es geht ein schwebender Jubel um, der einen aufrichtet und mitzwingt zum Fluge. Wer weiß, was einen hochhebt? Aber man fühlt sich emporgehoben — emporgedehnt und entfaltet sich hoch in die Luft wie eine Baumkrone — und beginnt zu blühen. Und blüht in Tönen, die sich loslösen und durcheinanderwirbeln um die welligen Hügelhänge, die vom Walde herniederziehen wie frische Truppen, die die Schöpferkraft des Lebens selber ausgerüstet und abgesandt hat, seine Wiedergeburt zu künden und auszuschütten über die Reste abgelegten und verwelkten Lebens.

Wenn ich das mitansehe, einsam am Waldrand oben aufragend, — vor mir das sonnenbeglänzte Tal von langen Bergzügen umschlossen, die alle noch schneegekrönte Gipfel und Kämme tragen, — der Hügelhängschwellendes Grün wie strotzend von Lebenssäften, dazwischen das dunkelwarme Braun der frisch gepflügten Äcker, und da und dort noch ein pflügendes Gespann: das Weiß der Rinder scharf sich abzeichnend vom dunklen Wiesenglanz der Hänge, der blitzende Pflug, um ihn der Bauer mit Weib und Kind, — und wieder da und dort ein Mann mit weitausholender Geste Samen streuend, und Weiber mit grellfarbigen Röcken und hellen Kopftüchern jätend und helfend, und Kinder jauchzend, spielend, zuschauend, — und über alles hin da

und dort das Aufsteigen der Feldlerchen in den leicht und frohbewegten Frühlingshimmel, — und die frische Süße des Maientages sich dem Abend entgegenbreitend — dem Frühlingsabend, der die Bergland-schaft bespült wie ein linder duftender Hauch — wie ein Segen, der seine milde Gewalt auf jedes vereinsamte Dasein gießt: — wenn ich das alles mitansehe, kommt eine warme Freude in mir aus, die immer wärmer und lauter wird und bald schon ein Jubel ist und dem Lustgetriller der Lerchen nach in die Höhe steigt . . . .

So schlägt sich unser einer zuweilen aus den Vorgängen der Land-schaft Lust und Gemeinsamkeit. Es frischt einen auf. Man lehnt sich an das Geschaute wie an eine neue Sicherung. Das Gefühl wird da-bei Selbstgefühl. Daß man das Verjüngte und Lustvolle um sich her wahrnimmt, macht einen selber verjüngt und lustvoll. Daß man das Schöpferische um sich her wahrnimmt, macht einen selber schöpferisch. So wird man noch selber Frühling.

So dünke auch ich mich zuweilen Frühling — ein Frühling vom Gebirge her, und vermeine, wenigstens auf vereinzelte Menschen, wie ein solcher zu wirken. Es hebt gewaltig mein Selbstgefühl. Und läßt es doch wieder schwankend und schwebend gleich einer Stimmung. Was es fest und dauernd hebt, — was es bei mir eigentlich ent-stehen ließ, ist ein Anderes — Intimeres — Persönlicheres, das ich ein wenig dartun will.

* * *

Wenn ich zurückdenke, was mich zum Schriftsteller machte, muß ich sagen: Der Bruch mit dem Konventionellen. Die Liebe mag ihn herbeigeführt haben; sie ist am Grunde aller guten Dinge. Auf ihren Wegen findet sich das Gold nicht, so rosig golden sie auch schimmern. Man findet ein Anderes, Besseres auf ihnen: *den Ausbau seines Ichs* Es ist vielleicht die härteste und leidvollste Arbeit bei aller Lust: aber es geht, wenn man nur tut, was man in sich vorfindet, — immer mehr *nur mehr das* tut. Es rückt einen immer ferner allem Konventionellen. Und das ist das Kostbarste: es nähert einen zugleich sich selber — seiner Unabhängigkeit — seiner inneren Frei-heit. Die hockt vielleicht in *allen* Menschen aber vergewaltigt und

im finsterſten Verſchließ. Das Konventionelle iſt ihr tückiſcher und grauſamer Hüter.

So fühlte ich wohl bereits zu Beginn meines Schriftſtellerberufes. Dieſes Gefühl iſt ſeitdem nur gewachſen und kraftvoller geworden, ausgeſprochener und reifer, klarer in der Form und in den Geſten, vertrauender zu ſich ſelber, ſieghafter — zuverſichtlich über jeden Sieg hinaus. Denn Siegen iſt nicht das Höchſte; höher iſt: Herrſchen ohne zu ſiegen.

Das Konventionelle iſt die Lüge, die den Platz der Wahrheit einnimmt, — das Falſche, das das Echte verdrängt, — das Unlautere, das ſich für Lauterkeit ausgibt. Wer ſich dem Konventionellen anvertraut, iſt der Betrogene, — wer ſich ihm zugeſellt, hilft mit betrügen, — wer ihm verfallen iſt, deſſen Ich iſt völlig verfallen. Auf der Ruine des eigenen Ichs erſteht das Gebäude der Konvention. Wo das Ich noch genug lebt, tritt es ſich nicht ab. Erſt das verfallene Ich erhandelt ſich Rechte ein gegen ſeine völlige Preisgabe — erhandelt ſich ſein Ich von außen her. So kleidet das Konventionelle Sklavenart in Herrentracht, — ſo unterbindet es am Menſchen das Menſchentum.

Das Konventionelle iſt nicht das Konſervative. Dieſes iſt nur eine feſtgelegte Form eines Ichs, das behütet wird, — die übernommene Form eines Ichs, das ſich am ſicherſten in bereits begangener Bahn bewegt und ſich am beſten in Zurückgezogenheit erhalten läßt. Das Konventionelle iſt hier gegenſätzlich: es hat kein Ich zu behüten, ſondern über ein Ich wegzutäuſchen; es iſt aufdringlich; es drängt ſich überall vor und befiehlt — und macht aufmerkſam auf lauter Ichs, die nicht da ſind. Es friſtet ſeine Exiſtenz aus ſolcher Täuſchung — aus ſolcher Fälſchung.

— Das Konventionelle iſt wie ein Hund am Stalltor der Sittlichkeit, der alles anbellt, was auf eigenen Füßen ſteht und geht, wo er es nur gewahr wird; — der ein Wahrgenommenes umſo mehr anbellt und angeifert, je ſelbſtändiger und freier es in ſeiner Gangart iſt. — — —.

So mag neben dem Zug zur Landſchaft meine Abneigung gegen

alles Konventionelle mir meine Lebensweise geprägt haben und mehr noch: auch meine Art als schöpferischer Schriftsteller. Denn ich fand das Konventionelle überall herrschend vor, auch in den Dingen der Kunst. Das war meine größte Enttäuschung, eigentlich meine einzige. (Alle anderen schreibe ich meinem Wachstum zu.) Es schien mir unmöglich, daß auch in der Kunst das Echte von dem Unechten verdrängt und ersetzt werden könnte. Bis ich begriff: es wird nicht verdrängt — nicht ersetzt, nie und nirgends verdrängt noch ersetzt; es wirkt noch, wo es scheinbar verdrängt und ersetzt ist; es wirkt für sich in der Stille. Irgendwann und irgendwo und an irgendwem wird es gewiß noch seine Bestimmung erfüllen. Daß es verdrängt werden kann, zeigt, daß seine Zeit noch nicht da ist, — daß es ersetzt werden kann, zeigt, daß es noch nicht begriffen wird, — daß es warten kann, zeigt, daß es von Dauer ist. Denn sicher erwachsen jeder wahrhaft echten Schöpfung noch ihre Genießer. Ihre Zahl mag sich umso langsamer mehren, je schöpferischer ein Werk ist.

Kunstmacher werden nie unter den wahrhaft Genießenden sein, auch nicht, wo sie Lobende sind; sie loben nur nach. Wer Kunst macht, ist unfähig Kunst zu genießen. Der Glaube der Kunstmacher, daß sie die Kunst in der Hand haben, ist Aberglaube. Was sie in der Hand haben, ist nicht Kunst, nur Beleg für die Ohnmacht solcher Hände gegenüber der Kunst. Ausgestreckt nach dieser sind solche Hände freilich. Aber an keinen Beruf rühren soviele Unberufene wie an die Kunst.

Hier setzt wieder mein Persönliches ein: meine Erfahrung mit der deutschen Kunststadt als solcher. Sie hat die entwickeltste Kunstmache. Das Journalistisch-Philisterhafte durchseucht ihre künstlerischen Unternehmungen. Sogar der „Simplizissimus" ist nicht ganz frei davon. Ich wittere darin, daß er — der sonst alles verhöhnt — dieses journalistisch-philisterhafte Machthabertum nie verhöhnt, etwas von der Bequemlichkeit des Philisters, der sich das nächste Ungemach vom Leibe hält. Ein Karl Kraus in München hätte vielleicht anders handeln müssen. Freilich frägt sich: Ob die deutsche Kunststadt den Menschen Kraus ermöglichen würde? Ich glaube nicht.

Daß das Echte sich aussetzt und angefeindet wird, gehört zum Echten. Aber die heutige Bodenbeschaffenheit der deutschen Kunststadt entzieht dem Echten unangefeindet die Lebenssäfte, wo es sich nicht rechtzeitig ihren Einflüssen verschließt.

Man spricht oft Wien dieselbe Korruption zu und mir persönliche Abneigung gegen München. Meine Abneigung ist gewiß persönlich. Aber das Korrupte wirkt erst korrupt, wo es Ansehen heischend und herrschend auftritt. Das ist in der deutschen Kunststadt viel mehr der Fall als in Wien. Ihr fehlt am Standort alle Gegnerschaft. Anmaßung und Dünkel schalten in ihr viel ungestörter, und anstatt Freiheit geht zumeist Frechheit um. Man sehe nur nach ihrer gangbarsten Presse, nach ihrem Karneval, nach ihrem Dirnentum.

Ich bekenne hier gern, daß ich mich einst um die Hirth'sche „Jugend" bemühte. Sie war uns Tiroler Schriftstellern die nächste gutzahlende Zeitschrift. Sie spielte sogar Gönnerschaft für tirolisches Schaffen. So sandte ich ihr meine besten kleineren Gedichte. Oft und oft. Warum aber fand nie eines Aufnahme — nie? — Weil ich nicht hineinpaßte. Die Herren mußten so handeln. Der Werdegang des Blattes verlangte es so. Es ist heute bereits eine konventionelle Inseraten-Zeitschrift ohne künstlerische Führung und Fühlung — ohne Färbung in textlicher Hinsicht. Eine Zeitschrift wird immer das, was die Hände wert sind, die sie halten, mag sie noch so groß und versprechend anfangen. Hier waren Kunstmacherhände tätig. Das Ergebnis: sie findet noch Künstler, weil sie gut zahlt, und mancher mag ihr verpflichtet sein. Zur Ehre rechnet sich heute ihre Gunst kein Künstler mehr. Sie bildet die Kunst, das Handwerk, aus neben der Geschäftlichkeit. Sie bringt gefälligen Unterhaltungsstoff, zumeist für flachste, konventionelle Verfassungen zugeschnitten — aber fein zugeschnitten. Alles geglückte Dilettantische gehört ihr an als Grundelement. Ein Künstler mag sich zuweilen noch in sie verirren. Daß wahre Kunst und wahres Menschentum einander bedingen, ist ihr unverständlich. Echte ganze Menschen und Künstler gehören nicht in sie hinein und gehen auch nicht gut in sie hinein — auch nicht mit ihren kleinsten Schöpfungen; sie befänden sich darin wie Augen unter

einem Haufen Flitter und Tand. — — Versteht man nun, wie es unser einen zu sich bestärkt, daß man in Derartiges nicht hineinpaßte, — wie es in einem hebt das Selbstgefühl? —

Noch einmal kam ich in letzter Zeit mit der deutschen Kunststadt in Berührung: durch das Unternehmen „Licht und Schatten." Dem ankündigenden Schreiben nach konnte man meinen, etwas zu erleben, das der Kunst als solcher dort aufhelfen wolle. Es schien mir nicht mehr verfrüht. Der Honorarsatz war glänzend. Und da sich mir das Sichumsehen-müssen nach Verdienst oft sehr aufdrängte, unternahm ich den Versuch, bei dieser neuen Kunstzeitschrift unterzukommen. Ich sandte Gedichte und Prosa. Wieder umsonst! Es ward fast überall etwas beanständet. Ich versuchte zu verbessern, traf es aber nicht; ich ward beirrt dadurch, daß ich die Verbesserung im Sinne eines Publikums vornehmen sollte. Das liegt einem umso weniger, je mehr man Künstler ist. Dies sei hier betont. Wo wirklich Mangelhaftes ist, wird ein Künstler eine Verbesserung in seinem Sinne auch immer finden — zumeist sofort.

Ein ausgebildetes Kunstmachertum aber füllt den Geschmack mit seinen Wucherungen, die konventioneller Art sind. In „Licht und Schatten" gehen diese Wucherungen ausgiebig um. Die Ankündigung der Zeitschrift in einer „Kunst- und Bücherschau" weist sie bereits auf, wenn auch noch verhüllt. Es liest sich, nachdem weitesten Kreisen „das volle Verständnis für künstlerischen Wert" zugesprochen und „die schwerverständlichen Exzesse eines tyrannischen Subjektivismus" verworfen wurden: „Die Absicht, im unparteiischesten Sinne dem großen Publikum reine Kunstgenüsse zu vermitteln, ließ den Kreis der dichterischen Mitarbeiter so weit als irgend möglich ziehen, so daß alle Könner, die alten wie die jungen und jüngsten, ohne Unterschied der Richtung zu Wort kommen."

So streut man dem Publikum Sand in die Augen, nachdem man ihm vorher Zucker ums Maul gestrichen hat und verspricht, ihm reine Kunstgenüsse durch Könner zu vermitteln. Kann man denn Kunst durch Nur-Könner vermitteln, — und ist das große Publikum reiner Kunstgenüsse fähig? — Ich beantworte beides mit nein. Also

auch hier wieder Phrase, Trug, großmaulige unerfüllbare Absichten, die entweder einem Unwählerischen oder Unverständigen entsprungen sind.

Ich weiß nicht, ob Herrn Hanns von Gumppenberg die zitierten Sätze zuzuschreiben sind, gewiß doch färbt eine derartige Reklame auf ihn, als Herausgeber der Zeitschrift, ab. Daß er selber, der einstige Humorist, in ihr mit Gedichten auftritt, deren Ernst einen fühlen läßt, wie erzwungen er hergeschleppt und aufgekarrt ist, vermag das Abfärben nicht aufzuheben. Gewiß ist ihm auch zu wenig klar geworden der Unterschied zwischen Könner und Künstler, mag er in allen Kunstmachenschaften unser einem auch ungemein überlegen sein. Es macht mir auch verständlich den Ausschluß von Aufsätzen, die über Kunst und Künstler Aufschluß geben wollen: sie untergrüben gewiß den Stand der Zeitschrift. Das Verjournalisierte ihrer „Absicht" träte zu sehr zutage. Der Herr Herausgeber sog vielleicht doch zulange „Münchner Neueste Nachrichten"-Luft ein, um unangekränkelt von widerlichem Journalismus dazustehen. Ja daß er sie so lange allzu vertraut einsog, läßt vielleicht schon auf Welkheit seines Menschentums schließen. Wenn auch hinausfanfart wird: „Alle namhaften deutschen Künstler und Dichter sind zur Mitarbeit an der neuen Zeitschrift gewonnen", so geht noch nicht einer der Namhaftesten mit seinem Wesentlichsten in sie hinein. „Tyrannischer Subjektivismus" oder sonst ein „Schwerverständliches" für das große Publikum würde ihn daran hindern. Platz mag ja schließlich jeder einmal finden, aber nicht für seine Eigenart, — und auch Große haben ihre flachen Stunden.

So habe ich wieder Persönlichstes angebracht. Man wird sagen: persönliche Empfindlichkeit. Dann sehe man danach, wie viel Anhaltendes den wenigen einfachen Worten innewohnt. Es muß doch etwas anderes da sein, das sich fühlbar macht: — das Tun der Herren Unternehmer. Sie sollen nicht Kunst machen wollen! Ich selber will mich ja nur für Derartiges unmöglich machen.

Man prüfe nur so eine Zeitschrift genauer. Ihre Beiträge eint ein innerer Mangel: so verschiedentlich sie sich auch gebärden, sie sagen nur innerhalb einer Grenze aus. Das Konventionelle ist die Grenze; es ist zugleich jenes, was sie dem großen Publikum ge-

läufig machen soll. Es ist die vermeintliche Freiheit einer solchen Zeitschrift: daß sie auch Laster und Übel, wo sie konventionell auftreten, ästhetisch würdigt. Hier tut sich die Kluft auf zwischen einer solchen Zeitschrift und dem schöpferischen Künstler: ihm ist das einzige Laster — das einzige Übel das Konventionelle. Ihm ist die Kunst Zuflucht für Menschentum.

Aber wo so ein konventionelles Kunstunternehmen am Künstlerbegriff strauchelt, ersetzt es ihn durch Könner. Und alle Könner finden an solchem Unternehmen ihren Gönner. Ein Könner versteht eben sein Handwerk: das Zusammenfügen der Worte ihren Geräuschen nach; er hat Ohr dafür. Denn die Worte werden ihm nur von ihren eigenen Geräuschen bewegt. Den Künstler bewegt das Geräusch der Seele — ihr leisester Flügelschlag. Oft erhascht er das Wort dafür gleichsam im Sprung, so reif fällt es ihm zu; oft aber muß er mühsam zuwarten, bis er es findet; denn er hört nicht dem Geräusch der Worte, er legt das Wort den Geräuschen nach, die die Seele bewegen. Am Könner bauen Ohr und Geschicklichkeit das Werk, am Künstler einzig die Affekte — die Bewegungen der Seele: sein Menschentum. Freilich hat auch das Kunstwerk seine Oberfläche — seinen Schein. Dort begegnet auch der Künstler dem Könner. Auch das Unechte hat an der Oberfläche das Aussehen des Echten. Auch gemachtes Gold glänzt — auch gemachte Perlen schimmern — auch gemachte Diamanten funkeln. Aber ihre Kraft — ihre Stoffart — ihr Entstehen ist ein völlig Verschiedenes. Der Könner hat eine Leere auszufüllen, der Künstler ein Chaos aufzuschließen — aus ihm zu schöpfen — in es einzudringen. Im fehlt nur eines: das Konventionelle.

Und so kommt es wieder über mich, was mich hochhebt — was mich emporreckt und mit Genuß und Sicherheit erfüllt: Das Selbstgefühl: Ich bin kein Könner! Ich komme nicht zu Wort, wo alle Könner zu Worte kommen: viele Dutzende von deutschen Zeitgenossen. Und es werden mir auch meine Feinde zugestehen müssen, daß ich nicht zu diesen vielen Dutzenden gehöre.

Was das Zuwortekommen betrifft, ist das Geschick meiner Zuversicht bereits entgegengekommen. Ludwig von Ficker gründete die

Zeitschrift „Der Brenner", — gründete sie auch meinem Schaffen. Ich habe nur mehr zu trachten, dieses Zutrauen zu verdienen. Und: daß ich mein Auskommen habe. Welche Lust für einen Künstlermenschen zu leben: daß man nichts will als seine Kunst und sein Brot.

* * *

So übe ich seit ungefähr zehn Jahren meinen Schriftstellerberuf, ohne ein anderes Ergebnis nach außen hin. Ich habe die ganze Zeit über (mit Ausnahme des Adolf Pichler-Stipendiums, das mir einmal zuerkannt wurde) keine hundert Kronen für mein Schaffen eingenommen. Aber ich habe mich erschlossen und eingenommen, und das Schauen nach einem Ergebnis verliert sich immer mehr. Es wird immer mehr ein Aufgehen in mich selber — eine Lust und ein Sein mit mir selber, als einem Ding, das kein Ende nimmt.

Menschenvereinigungen, die Gesellschaft, gesellschaftliche Institutionen liegen nicht mehr auf meinem Lebensweg. Nicht daß sie mir länger im Wege stünden — sie sind meinem Tun kein Hindernis mehr —, aber wo sie lagern, verlegen sie einem doch manchmal die Aussicht. Und so gewöhnt man sich daran, sich abseits von ihnen zu bescheiden. So ist mein Leben ein Gebirgsleben geworden. Ich lebe es zumeist einsam in Streifereien und Betrachtungen. Aber diese Einsamkeit ist nicht freudlos. Der Zustand langer Weile kommt nicht in ihr auf. Höchstens in der Begierde sich mitzuteilen: mitzuteilen und abzugeben von allem an sich und in sich. Es ist wohl der Hang nach Weibstum, der in mir nicht genügend Erfüllung findet.

Oft tut mein Empfinden eine Rast und träumt. Sonst verweilt es beschäftigungslos beschäftigt und findet in Bäumen und Tieren, was es bei den Menschen nicht findet, weil es in ihnen den Menschen nicht mehr findet. Mit der wachsenden Jahreszeit wird auch meine Nachtruhe kürzer; meine Freude ist es immer den Sonnenaufgang zu begrüßen. Die Gesellschaft der Bäume ist mir ungemein wohltuend. Wenn ich im Rund hoher mächtiger Lärchen lagere, ist mir, als umschlössen mich lebende Riesen, die mir von ihren Kräften spenden.

Man kennt mich in der ganzen Gegend, wo ich lebe, und kennt mich doch nicht. Man lacht und tuschelt vielleicht auch zuweilen, wenn ich vorübergehe, aber man ist mir nicht abgeneigt. Die Weiber sind gesprächig zu mir, die Mädchen mehr scheu. Wenn ich länger wo verweile, erkundigt sich höchstens der Seelsorger des Dorfes, ob ich nicht Mädchen bei mir empfange. Man verneint es ihm. Doch der Schein ist gegen mich: man traut es mir zu. Mir schmeichelt vielleicht solches Zutrauen. Sonst bleibe ich unbehelligt.

Ich schließe mich gegen Niemanden ab, aber selten vermag mich wer aufzuschließen. Und es ist doch der tiefste Genuß eines Menschen, aufgeschlossen zu werden wie ein Tor von jemandem, der zu ihm paßt wie der Schlüssel ins Schloß. So ein Aufgeschlossen-werden von jemandem, dem man zugetan ist, wird der Menschenseele immer zum lustvollsten Ereignis. Ich sehe darin wieder ein Verwachsensein von Seele und Geschlecht. Denn das Geschlechtliche ist im Grunde überall das Aufschließende. Wo das Geschlechtsleben festgelegt ist, bringt es sich um das Lustvolle dieses Erschließens.

Daran mag es liegen, daß an uns die gesetzlichen Bande der Ehe so leicht zerreißen. Ihre Rechte und Pflichten nehmen uns vorweg die Lust des Erschließens. Wir sind Rechte- und Pflichten-, Gebote- und Verbote-*Hasser*, wo wir ihrer noch gedenken. Sie begegnen uns überall nur verwirrend und verletzend — uns, als wachsendem und sich wandelndem Gesetz. Wenn uns ein Mädchen Weib wird, warum nimmt es uns die immer wiederkehrende Lust des Erschließens und Erschlossenwerdens — und den Dank unseres Machtgefühls, indem es uns *Frau* wird? Sind wir dann noch das Treibende und Angetriebene, — ist es an uns noch die Lust unseres Machtgefühls und unserer Unterwerfung, wenn Verpflichtungen den Platz unserer Regungen einnehmen? — Wo gewahren wir noch des Weibes *Willigkeit* — unsere größte und wonnigste Betörung, der wir lebenslang danken wollen, wenn die Willigkeit Gebot wird von außen her, — wenn sie Stellung — wenn sie Lohn heischt von außen her? Diese Gesetzeswirtschaft von außen her liegt um uns wie ein morsches Netz, in das unsere eigene innere Gesetzlichkeit be-

ständig aufbrechend und zerreißend tritt. O wer uns nur Weib sein wollte — nur Weib und sich selber und uns nicht erniedrigen würde, uns Frau sein zu wollen!

So müssen wir oft denken: unsere Frauen waren uns noch immer nicht Weib genug. Da ist vielleicht hier oder dort ein Geschöpf, uns insgeheim zugetan und der Stunde harrend, uns seine Willigkeit darzutun; und wenn es auch nie dazukommt, sich uns doch hingebend der Seele nach: — es steht unserem Weibsbegriff näher. — So mag es in Hinblick auf Bestand auch bedenklich sein, uns Frau zu werden. Und wer es anstrebt und wird, muß allmählich fühlen, wie sein Ansehen bei uns Einbuße erleidet, — wie wir selber an Ansehen bei uns einbüßten. Denn das Ansehen der Welt erstreben wollen, bedeutet uns: unserem eigenen Ansehen Abbruch tun.

Wenn ein Mädchen uns Weib wird, stehen wir uns wie offene Tore gegenüber, durch die wir gegenseitig hindurch sollen im Verlauf des Lebens. Die Liebe handhabte unser Geschlecht, uns als Tore aufzuschließen. Es ist wie ein Blütenstand. Das Früchtetragen steht noch bevor: das Sich-Auftun der Seele durch ein Leben hindurch, — der gegenseitige Gang in uns hinein. Wenn uns nun so ein Mädchen Frau wird, hieße es uns: die Früchte des gegenseitigen Erschließens für äußere Ausstattung verwenden, für weltliches Ansehen. Das Ansehen der Welt aber untergräbt das Ansehen der Liebe. Und wer glaubt, sich durch Liebe zu kompromittieren, hat die Liebe schon so sehr kompromittiert, daß sie ihm sicher einen Streich spielt.

Wo zwei sich lieben, bedürfen sie einzig des Segens und der Zustimmung der Natur und nicht der Zustimmung des Gesetzes und des Segens der Kirche. Was geht Staat und Kirche unser Lieben an? Der Boden der Fruchtbarkeit ist ein Innerliches; die Kraft des Geschlechtes ist ein Innerliches; das Aufgehen des Samens ist ein Innerliches. Und die Liebe, die bestimmend wirkt für alles Tun der Tiefen, ist das Innerlichste. — Was soll also von außen her eine Regelung dieser Dinge? —

Wo immer wir an das weibliche Geschlecht als solches herantreten, kennt unser Gefühl nur zwei Formeln, die der Weiblichkeit

unsere Verehrung ausdrücken. Die eine: Ich liebe dich so sehr, daß ich mich dir ganz hingeben möchte! Die andere: Ich liebe dich nicht so sehr, daß ich deine Hingebung annehmen dürfte! Sie werden uns von der Geschlechtlichkeit selber diktiert; sie enthalten die Gesetze und Schranken unserer Sinnlichkeit. — Eine dritte Art wäre: daß die Geschlechtlichkeit nach außen hin in einem ausgeschaltet ist, und in der Folge das weibliche Geschlecht als solches auch nicht verspürt wird. — — Es mag für das innere Wachstum eines Menschen sprechen — für seine Wohlgeratenheit, daß er immer wählerischer wird, — daß die zweite Formel immer mehr in ihm in Aktion tritt. Es mag der Höhenzustand schöpferischer Menschen sein, alles Weibstum durch Aufgehen in ihr Werk ersetzen zu können. — — —

So denken wir! So (wissen wir) haben wir unser Ansehen einer Gang- und Gäbe-Welt gegenüber noch mehr eingebüßt. Es kommt etwas wie Lust über uns, wenn wir daran denken. Wir fühlen: man stürzt das Ansehen — die Geltung einer derartigen Welt am gründlichsten (vorausgesetzt, daß man Wert hat), *nicht* indem man sein Ansehen bei ihr festigt, sondern indem man *sein Ansehen bei ihr stürzt*. Es ist ein Vorangehen ihres eigenen Sturzes, falls unser Ansehen im Dasein bereits genug verankert ist. Darauf nur kommt es an. Ihm gegenüber ist alle Welt machtlos. Wo das Leben als *Leben* auftritt, was soll da das Ansehen toter und erstarrter Dinge? Das Dasein aber ist das Leben — *das Rätsel des Daseins*. Wir leben dieses Rätsel: wir gehen immer mehr uns nach, wir gehen immer mehr in uns auf — und wissen immer weniger, was wir sind.

* * *

Und wieder ergebe ich mich der Stunde — gebe mich ihr rückhaltlos hin. Eine Flut von Leben strömt in mich hinein. Die riesenhaften Lärchen schwingen schwanke Lieder. Der Abend schaukelt sie auf seinem Schoß. Der Waldgrund haucht mich an und schenkt mich voll mit seiner Kraft wie einen Becher. Ein Glühen sammelt sich in mir und rankt sich um ein simples Kind vom Lande. Ein Glühen,

das sich in die eigene Helle versenkt. Es entfacht in mir die lieblichsten Träume bis zum Schlummer der Nacht. Und morgen ist wieder ein Sonnenaufgang. Varena, im Mai 1911.

Hugo Neugebauer / Abenteurerlied.

Vielgefährdet, ohne Sorgen,
Wagemut im heißen Blicke,
rast ich, ratend, was ich morgen
mir für Schicksalsnetze stricke:

Netze, grün und golden gleißend,
von mir selber aufgehangen,
locken, wie ich sie zerreißend
mag zu mir zurückgelangen.

Tag und Nacht muß ich erzittern,
doch vor Wonne, nicht vor Schrecken,
sinnend, wie ich vor Gewittern
Leib und Seele soll bedecken:

Wettern, die ich selbst beschwöre,
grollend mit des Donners Stimme,
denn in allen Donnern höre
ich den Hall von meinem Grimme,

und in jedem Blitz erkenn ich
meines Auges zornig Blicken
und im Wolkenbruch entbrenn ich
mir die Glieder zu erquicken.

Trunken tauml ich auf der Brücke
lächelnd zwischen Tod und Leben,
meinem launenvollen Glücke
bis zum letzten Hauch ergeben:

ob ich steige, ob ich stürze,
göttlich lach ich jedem Tausche,
lüstern nach des Lebens Würze
in des Blutes letztem Rausche.

Und in andern leb ich weiter,
die gleich mir versunkne Frachten
und des Lebensschiffes Scheiter
lächelnd, lachend nur betrachten!

Impression / von Otto Alscher.

Unbeweglich, im Freskogemälde der Wand stand der Große, Wilde. Sein fahlbraunes Gesicht, seine massige, in frostigem Blau gehaltene Gestalt schienen hinter dem kalkigen Weiß, auf dem sie entworfen waren, zurückzutreten, als wollten sie eine eisige Ferne zwischen sich und dem Beschauer lassen.

In seinen Zügen ein Ausdruck rasender, unendlicher Wut. In seiner Faust eine Waffe, mit der er hinausdeutete, die seine Kraft emporriß, wie der Ewigkeit zürnend . . . Jene Waffe, mit der er einen Menschen getötet, an der Blut klebte. Und sein Fuß griff zum Sprunge aus, sein Mund verzerrte sich zum Schrei, dem Schrei überschäumender Raserei. Und doch ergriff dies alles nicht und blieb fremd, denn in eine monumentale Ruhe der Zeichnung, in eine kalte, durchgeistigte Farbe war der rasende Ausdruck gebannt.

So stand der Wilde, als Leute den Saal betraten, um ihn zu besichtigen.

Es war ein junges Paar, das lässig und zärtlich eingehängt heranschritt. Sie sehr modern gekleidet, in fast übernatürlicher Zierlichkeit, klein und mit einer Gestalt, die es lächerlich machte, daß auf dem Haupte solch mächtiger Hut saß, dessen Federn wie hilflos, nach Gleichgewicht suchend, wippten. Er aber groß, breit und gewöhnlich und mit dem Ausdruck eines wiederkäuenden Stieres. Mit einem schwankend zur Schau getragenen Selbstbewußtsein, das mit der Übermacht satter Trägheit im steten Kampfe lag.

Sie beschauten den Wilden. Phlegmatisch er, mit unbestimmten Verdauungsgedanken; in einer halb schmachtenden, halb boshaften Pose sie. So beschauten sie den Wilden, begriffen ihn aber nicht in seiner gefesselten Wucht. Schauten nur mit träger Neugier und suchten nach etwas, das ihre Interesselosigkeit abstumpfen sollte.

Sie sagte ein paar verlorene, spöttisch sein sollende Worte, dann blickte sie augenzwinkernd wieder auf das Gemälde. Bis sie plötzlich die Mächtigkeit des Wilden empfand und staunte. Doch weil diese Mächtigkeit ihr das Denken unterband, der Große ihr kleines Wesen nicht gelten lassen wollte, aber trotz seines rasenden Ausdruckes unbewegt blieb, lachte sie plötzlich laut aus sich heraus. Lachte, weil dies die einzige Möglichkeit war, sich der eigenen Existenz wieder bewußt zu werden; lachte, um ihre Kleinheit geltend zu machen. Er aber staunte weiter über die Sprunghaftigkeit des andern, über die Ungebärdigkeit seiner Kraft, über die gigantische Größe seines Zornes. Und staunte auch über das muskulöse Zuchttier. Weil aber sein Staunen zu Neid wurde, sich sein eigenes Wesen gierig vordrängte, lachte auch er, wurde auch er ganz klein in seinem Lachen: der Mann seines Weibes.

Dann wandten sich beide rasch ab, eilten in einer sonderbaren Hast davon, sie an seinem Arm hängend, mit koketten Bewegungen sich schleppen lassend, er aber massiger auftretend als vorher, dem Wilden zum Trotze ... oder um ihre Heiterkeit zu verbergen, wie sie beide dachten.

Nach den beiden Jungvermählten kam ein Mädchen mit seiner Mutter an das Freskogemälde heran. Die Mutter hatte gefärbte Brauen und Lippen und durch Massage mühselig verwischte Falten im Gesicht. Das Mädchen nur ein blasses Rot auf den Wangen und dunkle, sehnende Augen, die scheel auf alles Glückliche sahen. Sie hielt den Kopf leicht zurückgeneigt, die Lippen ein wenig geöffnet, als dürfte sie. Und ihre heimlich sehnenden Blicke glitten über die Bilder weg, langsam, abweisend und in sich versunken. So trafen sie den Wilden. Maßen ihn erst in einer müden, resignierten Starrheit, dann mit

verborgenem Aufflackern. Und wurden immer gesammelter, lechzten mit bebenden Griffen, mit einer ungestümen Trunkenheit.

So ließ das Mädchen die starken Schultern, die breiten Lenden und den harten Nacken auf sich wirken: das unbeugsame Haupt, die blutdürstenden Züge des Angesichtes. Und auch in ihr stieg etwas Grausames auf, eine dürstende Wildheit. Sie dachte sich den Rasenden ihr zu Füßen als sklavisch Liebenden ... Wie sie ihn knechten würde, bis er sich zornig aufbäumte. Ihn wieder diese vernichtende Raserei überkäme, wachse und sich bereit mache auf sie zu stürzen. Sie zu zerbrechen, die es wagte, seinen Zorn herauszufordern. Und wie dann ein zitternd flehendes Wort ihn zum Innehalten zwingen würde, eine einzige Geste grenzenloser Hingabe ihn vollends um Verzeihung flehen ließe. Die sie ihm dann durch ihr unendliches Liebedürsten gewährte.

Vor des Mädchens Blicken versank alles, sie sah nur sich beide als Liebende, und zwischen ihren Lippen ging kurz und hastig der Atem. Wie aber ihre Trunkenheit an der Grenze anlangte, erwachte sie, öffnete weit die Augen und sah die abweisende, hehre Größe des Wilden. Da wurden ihre Blicke gehässig.

Ein Jüngling, der ein Künstler war, folgte ihnen. Er blieb überrascht stehen, suchte sich den besten Standpunkt zur Betrachtung des Wilden aus, um mit einem Blick alles zusammenfassen zu können. Und dann staunte er: über den harten Ansatz der Schatten, über die Wucht der Farbe, das Brutale des Entwurfes. Und er ließ sich in einem der Korbstühle nieder und begann zu sinnen. Begann zu sehen, und Ideen wuchsen in ihm in überstürzender Menge auf. Große, kraftlohende Ideen und Entwürfe zu einem Kunstwerk, durch das er die Menschen geißeln wollte ob ihrer Schwäche. Und doch wieder sollte es ein Werk werden, in dem er das Donnernde des Begriffes Menschheit zusammenfaßte in einem einzigen Schrei, in einer Farbe, einer Linie. Einer Linie, die an dieses bewegte, maßlos wollende Festhalten des Stiles anklänge, in dem der Wilde gehalten war. Eine Landschaft sollte es werden ... nein, ein Kämpferpaar. Zwei Menschen voll verzehrender Mordlust, die sich bekämpfen, ohne sich töten

zu können. Die Linie sollte es ausprägen, wie machtlos sie sind: die durchgeistigte, kalte Zeichnung der Machtlosigkeit. Doch die Farbe dazu im grellsten Kontrast: schreiend, blutend.

Da würden sie alle staunen — sich selbst sollten sie sehen, ihr Schicksal. Wie sie ringen, wie die ganze Menschheit ringt und sich zu befreien versucht, zu vernichten. Wie jeder den Nebenmenschen töten möchte, geistig, seelisch, materiell, um Raum zu bekommen in der großen Lebensenge. Und sehen sollten sie, wie doch jeder nur für die Erhaltung aller blutet, wie sich der Mensch unter Mordgelüsten fortpflanzt ... Ja, die eisige Linie, die lodernde Farbe! Alle stünden davor und schöpften Selbstmord daraus.

Der Künstler wirft dem Wilden einen Blick der Liebe, des Mitfühlens zu und geht mit gesenktem Haupt und ins Grenzenlose schauenden Augen weiter.

Eine Zeitlang bleibt der Große, Wilde allein. In seiner monumentalen Ruhe verharrend, die nicht ausartet, die aber durch ihre Starrheit so gewaltig ergreift. — — —

„Ich bitte dich, Ellen, du vermagst auch keiner Blamage auszuweichen."

„Übertreibe doch nicht gleich alles."

„Ja wenn du das nicht einsiehst, daß du mich, einzig mich bloßstellst durch deine Art, Ungeschicklichkeiten zu begehen."

„Inwiefern tat ich dies?"

„Aber um Gott! empfindest du denn nicht die Kläglichkeit, mit dem Baron über Dinge zu reden, die außerhalb deines Horizontes liegen? Und noch dazu über dieses, dieses Thema!"

„Ich wüßte nicht, warum ich gerade über Houston Chamberlains Grundideen nicht reden soll, da ich doch seine Werke kenne!"

„Du machst mich nervös, siehst du denn nicht das Verfängliche ein, wenn du bei deinem Ereifern durchleuchten läßt, welche Gesetze bezüglich deiner Abstammung zu gelten haben? Du bist doch mir Rücksichten schuldig."

„Ach, nicht jeder findet darin eine Bloßstellung."

Langsam nähern sich die beiden dem Wilden, bleiben unbewußt

vor ihm stehen, wie von einer unsichtbaren Macht angezogen, und starren ihn geistesabwesend an.

„In deiner Familie ist man freilich nicht so sehr darauf geaicht, scharfsinnigen Menschen zu begegnen. Darum verlange ich eben, daß du zurückhaltender bist, und wenn dir wieder jemand solch eine Falle stellt, sei vorsichtiger. Die Subjektivität muß doch auch bei dir ihre Grenze haben!"

Fortwährend mustern sie den Wilden. Sie seufzen manchmal, tasten mit ihren Gedanken wie im Nebel umher, und es überkommt sie ein sonderbares Gefühl, dessen Ursache sie nicht erkennen. Doch noch immer in seinem Ärger versunken fährt er fort: „Du stammst aus einer Familie, in der man glaubt, der Reichtum spreche für die Bildung. Wir aber wurden mit der Pflicht der höchsten geistigen Vervollkommnung geboren. Darum glaube ich, mußtest du, als du die Ehe mit mir eingingst, die Notwendigkeit erkennen, zugleich ein anderes Wesen anzunehmen. Bitte also keine Rückfälle mehr, keine Rückfälle mehr!"

Mehr und mehr zieht sie der Wilde in seinen Bann.

. . . „Übrigens sollten wir heute in die Oper gehen. Doch es wird schwer möglich sein. Es ist fast rücksichtslos, daß man die besten Opern immer dann ansetzt, wenn wir anderweitig plaziert sind. Es ist rücksichtslos! . . . Ja, solch eine Oper ist doch etwas Herrliches. Da vergißt man alles Niedere, was der Tag in sich schließt. Alle Erbärmlichkeiten . . . und daß man eigentlich sein Leben besser leben sollte. . . Fühlst du nicht auch so, Ellen?"

„Ich finde mein Leben ja durch dich ergänzt."

„Ja, du, aber ich, ich. . . Sonderbar, diese Wirkungen der Musik — doch wozu stehen wir hier? . . . Ja, ich wollte dir noch sagen — ja, die Musik bringt uns ganz merkwürdige Gedanken — doch wozu verweilen wir hier? Gehen wir doch weiter!"

Sie mustern noch eine Weile stumm den Wilden, bis sie sich von seinem Anblick trennen. Mit einem Seufzer er, gedankenverloren sie. Dann wendet er sich nochmals zurück, als überkäme ihn eine

Erinnerung, als entsinne er sich plötzlich einer Empfindung, die er unerklärt von sich gestoßen. Und sie schreiten weiter, langsam, als bedauerten sie etwas Versäumtes, das ihnen eine Ahnung unwiederbringlichen Glückes brachte.

Der Große, Wilde scheint mehr und mehr in seiner monumentalen Ruhe zu erstarren. Dämmern sinkt, das florend alle Farben ineinanderfließen läßt. Aber der Wilde reckt sich nur noch mehr daraus empor, sein Deuten wird immer furchtbarer, riesenhafter. Als wenn er all die Menschen zerschmettern wollte, die vor ihm erschienen. Die Menschen, die in ihrer Kleinheit an seinen großen Zorn herantraten.

Der kleine Pierrot / von Bernhard Jülg.

Du kleiner Gaukler, deine Kinderaugen
Sind wach und groß vom allzuvielen Wissen,
Dir sind die Menschen und die Welt Kulissen —
Du weißt, daß sie bei Tage wenig taugen.

Du weißt. Und doch magst du nicht jubeln und nicht klagen,
Du reitest kühn im Morgenlicht zur Tränke
Und holst des Nachts die Mutter aus der Schänke
Und führst sie taumelnd in den Wanderwagen.

Am Abend spielst du deine armen Streiche,
Doch alle Länder ziehn auf deiner Reise
An dir vorbei als wären's deine Reiche.

Du schaust mit einer kleinen Engelsmiene,
Und dennoch streicheln deine Augen leise
Den seidnen Schuh der welken Colombine.

Die Nacht des Herodes / von Richard Smekal.

In manchen Augenblicken empfand auch er es, tief drinnen in seinen Gemächern, wenn er rasch aufstörte und an das Fenster trat, er Herodes, der Judomäer, König der Juden. Weit und hell lag die Nacht über dem Palaste und über dem Hügelland, das aus dunkeltief sich verlierenden Sümpfen anstieg. Das Sternenlicht schien aufgelöst in einer gelblich webenden Atmosphäre, die aus weichem Mondschein gesponnen war; kaum, daß ein paar einzelne Silberpunkte erkennbar wurden, auch nur für eine kurze Spanne Zeit, und sich dann wieder verloren.

Schal und eklig dünkte den König die Flauheit dieser Nacht; es war fast nur das Zwischendunkeln zweier Tage, ein Nachlassen der allgemeinen Grelle, ein unbestimmtes Verweben neuer Lichtquellen. Die einzelnen Teile des Palastes standen durch stärkere oder schwächere Schattenflächen wohlgezeichnet im übrigen Dahindämmern und Verfließen; und doch lag etwas Aufreizendes in dieser unendlichen Stille, die sich überall ausbreitete.

Wieder ging Herodes zurück in die Hintergründe seiner Gemächer; er merkte, daß die rubinroten Ampeln auszuzischen begannen und daß sich die rötlichen Schatten immer mehr sammelten und schlossen; irgend eine Vorstellung kam ihm entgegen, die mit Blut in Zusammenhang war; aber er schüttelte sie bald ab, indem er lange auf das fahle Gold der Wandverkleidungen und das Silber der Geräte starrte; es war wie ein einziges Verblassen und Ersticken überall.

Dann raffte sich der König auf: es mußte eine Veränderung vor sich gehen; vielleicht sollten die Ampeln neu gefüllt werden; er riß an dem leinernen Vorhang der Türe, die nach den Gängen führte und schrie in den finsteren Raum; aber es hörte ihn niemand; denn er hatte im Verlaufe dieser Nacht die Diener aus seiner Umgebung fortgejagt; er wollte nicht immer diese lauernden Sklavenaugen zwanzig Schritte um sich wissen. Und sie hatten gehorcht und sich in den anderen Trakt des Palastes begeben.

Wieder schritt er zurück zu den hellen Lichteinschnitten der Fenster seines Schlafgemaches. Wenn er hinunterschrie, würden sich wohl hundert Beine mit einemmale in Bewegung setzen. Aber indem Herodes einen Blick hinaustat, kam aufs neue diese ohnmächtge Wut über ihn, daß das Land und die Hügel und die Gebäude so unbekümmert und verständnislos dalagen, als ob nicht all dies auch in das lastende Schicksal verstrickt sei, das ihn, den König, gefangen hielt.

Drüben gingen gerade einige Wachen durch das enge Tor, um andere abzulösen; ihre kupfernen Helme blitzten für Augenblicke auf, die Waffen und Wehrgehänge bewegten sich; jedoch man hörte keine dieser Bewegungen, das Geräusch der Schritte erstickte im lockeren Sande, der bläulichweiß überall ausgebreitet lag. Dann hielten die Soldaten an und stellten sich die Mauer entlang, während die dort gewesenen abzogen; und waren mit einemmale eingefügt wie uralt ererbte Standbilder, wie unbewußte Architekturstücke.

Von jenseits klang in langen Pausen das dumpfe Brüllen der gefangenen Königstiger herüber; es wanderte in verhallenden Echolauten von einem Hofe zum andern und zerbrach endlich auch in der Monotonie dieser Nacht.

Herodes vergaß sein Begehren und streckte sich erschöpft auf das Lager. Aber keine seiner Bewegungen konnte ihm dazu verhelfen, eine gewisse Ruhe oder Abtötung zu erhalten; er rückte von einer Lage in die andere und hoffte schon in einem einschläfernden Dahindämmern seinen Wunsch erfüllt zu sehen, als ihn wieder etwas auftrieb. Und dann saß er minutenlang, sein Haupt tief über seinen schweren eckigen Körper gebeugt.

Plötzlich sah er in einer Ecke etwas auffunkeln und in einer andern Ecke etwas anderes; und irgendwo in einem Metallspiegel sah er im verflackernden Scheine der Ampel sein eigenes Bild in blutrünstiger Verzerrtheit; das konnte er genau erkennen, daß die Augen wie Mörderaugen schienen und daß an den wirren Strähnen des Haares das dicke Blut sich verklebte. Und mit einemmale sah er sein Gesicht nicht bloß aus dem einen Spiegel, sondern aus all diesen

unbestimmten Funkelflächen und überall traten ihm die aufgerissenen Augen entgegen und über der niederen faltigen Stirn das schwarzrote Geflechte. Und jetzt erkannte er erst, daß auf dem Haupte noch der schmale silberne Königsreif saß, und er fühlte, wie er drückte; und nicht bloß die Last an seinem eigenen Körper glaubte er zu spüren, auch die all dieser Schädel, die ihm entgegengrinsten und die ebenfalls mit dem lastenden Symbol versehen waren. Er wollte es von sich tun, doch die Hände waren schwer und rührten sich nicht. Aber der Reif drückte immer tiefer an die Schädelwände und fraß sich gegen das Gehirn durch und klammerte sein ganzes Bewußtsein zusammen zur einzigen Vorstellung: Mörder. . .

Indem die Flammen vollständig verzichten, kamen die blauschwarzen Schatten heran und durchwehten eisig das Gemach: Herodes wollte sich gegen diese neue Folter wehren, jedoch vergeblich. Und mußte von neuem immer an die erloschenen Spiegelungen seines eigenen Bildes denken, und da er sie nicht sah, schienen sie ihm noch viel grauenvoller. Dabei kam er stets an ein Gesicht, an dem er nicht vorbeikonnte, das haften blieb und ihn minutenlang ängstigte, wußte er doch nicht, wo es lag; es war dasjenige, mit dem der Mordbefehl von seinen Lippen gekommen war. Und von neuem durchrieselte ihn das zwiespältige Gefühl, aus dem jenes Entscheidungswort hervorgequollen, die dunkelsüße Erinnerung an wollüstige Nächte, die er sich bei jenem Weibe erkämpft hatte und die Furcht, daß das Erlebnis auch einem andern aufblühen könnte, dem Sieger, der ihn selbst aus diesen lebendigen Weiten vertreiben wollte in das enge, dumpfe, erstickende Tal des Todes. Es würgte etwas in seiner Kehle, gerade wie damals, als er voll Argwohn und Mißtrauen das Wort als dunkles Geheimnis in das Ohr jenes Mannes gedrückt. Und jetzt erkannte er deutlich, daß dieser zu schwach gewesen und jener andere auch, daß sie es alle nicht hatten behalten können, diese kleinen und kleinlichen Kreaturen; und so mußte es jedesmal kommen, daß das süßeste Gift, das er aus seinem eigenen blutenden Herzen genommen, aus dem Innern dieser löchrigen Gefäße herausbrach; daß es aus ihnen heraus geeitert war wie ein böses Geschwür und deutlich vor der

Königin gestanden, auch wenn sich ihr Mund nicht bewegt hätte. Und wieder sah er ihren Blick, als sie angeklagt war und ihren ganzen Stolz in sich preßte; und er sah auch jenen andern, als sie hinausging in das Ende. . .

Herodes wollte aufschreien, so gräßlich deutlich standen jene Phantasien vor ihm, doch er vermochte nur zu röcheln wie die Hunde, wenn es zum Sterben kommt. Endlich entglitt das Bild für einen Augenblick und er fand die Kraft, den Reif aus dem wirren Haar zu wühlen: er ließ ihn willenlos zur Erde fallen. In einigen Sprüngen rollte das silberne Spangenwerk zur Wand und klappte dort hellklingend nieder; der Ton des Auffallens dünkte den König wie die Botschaft einer Erlösung.

Draußen in den Gängen waren nunmehr die Diener und Knechte versammelt; und sie sprachen von Mariamne, der Königin; daß diese gut geruht habe und ins Bad ginge; und daß sie zu Mittag ihre Löwen aufsuchen wollte.

Herodes horchte auf; er wußte genau, daß diese Gespräche unsinnig seien und daß er sie selbst befohlen habe; und doch achtete er darauf wie auf eine verblassende Wirklichkeit; wenn es auch für ihn nicht anders möglich war, warum sollten diese Sklaven und Rüpel das gleiche Leid mitgenießen, wie er dachte. Wie eine Art Eifersucht war es, seine Umgebung von dem Zustand auszuschließen, der ihn beherrschte; darum hatte er sie auf diese Weise aus der Sphäre seines Schmerzes hinausgedrängt.

Und indem er sich wandte, blendete eine heftige Helle seine brennenden Augen. Der weite, gelbe Morgen kam über das Meer und die Ebene; wieder dünkte den König die feierliche Stille zu schrecklich und die Sklavenstimmen taten ihm wohl. Endlich aber schrie er in den Rudel, daß man ihm ein Wanderkleid bringe, denn er wolle über Land.

Dieses Bruchstück bildet das Eingangskapitel einer Novelle „Die zweite Mariamne."

Panische Feier / von Carl Dallago.

(An Hugo Neugebauer für „Faun und Nymphe")

In offne Tiefe drängt vom Saum
der Welt mein Blut.
Das Sein begräbt den Schein. Den Raum
durchströmt die Flut

erwachten Lebens, spült im Lauf
den Trug der Welt
hinweg und spürt Verhaugnes auf,
das sie erhellt.

Die Wirklichkeiten endelos
das Herz schon ahnt,
wie so die Flut im Weltenschoß
sich Wege bahnt.

Und jedem Ding die Grenzen nimmt, —
daß seine Art
der Tiefe zu noch mehr verschwimmt,
das Aug gewahrt.

Der Tiefe, die kein Mensch erfaßt,
die Frucht entquillt,
die alles in mir lädt zu Gast,
was ungestillt.

Ein Glück, das jäh in mir erwacht,
mich beben läßt,
ob auch vom Herdentrott verlacht,
ich schreit zum Fest.

Ich ziehe alle Engen aus
als Sprosse Pans
und breite seine Gluten aus
heiligen Wahns.

Schon spornt ein Glühn mich scheu zur Tat:
nachtglanzerhellt
der Mensch in mir hochzeitlich naht
der Nymphe Welt.

Innsbrucker Kunstschau IX.

Anton Colli. Mädchenkopf, Doppelporträt „Das Brautpaar". Zwei ganz verschiedene Versuche, das Problem des Porträts zu lösen. Der erste macht einen angenehmen Eindruck, aber eher als echter Lenbach, der zweite ist eigener, wirkt aber nicht angenehm. Colli läßt jetzt seine Gestalten aus einem mystischen Dunkel emporsteigen und beleuchtet nur den Kopf deutlicher. Das Glanzlicht auf den Stirnen, gewaltsam gesteigert und meist falsch sitzend, ist das Hellste im Bild. Die Lichtquelle ist ganz unbestimmbar und die Formen sind wenig herausmodelliert, manches Zufällige ist als wesentlich behandelt, und dem Ganzen fehlt die einheitliche Wirkung einer starken Vision. Der Ausdruck der Gesichter ist gezwungen und maskenhaft, wie nach Wachspuppen — trotzdem gewiß seelische Vertiefung angestrebt ist. Man erwartet, ähnlich wie bei Goya, das Grauen vor den rätselhaften Hintergründen der menschlichen Seele herauszulesen. Aber Collis Kompromißart wagt sich nicht so weit hinein und gibt uns bloß die Methode statt der Erfüllung. Es ist wahrscheinlich, daß Colli, während er seine Arbeit zu verinnerlichen glaubt, nur nach einer neuen bequemen Formel sucht.

Fachlehler K. Scheiblbrandner. Drei Aquarelle „aus seiner Ferienmappe". Durch unvorsichtiges Hantieren eines Papierhändlers mit „Ferienmappen" (jedes Kind weiß, was das ist) geriet eine derselben in die Hände eines Fachlehrers. Die Folgen wären nicht abzusehen gewesen, wenn nicht der Wettersturz und das Ferienende hereingebrochen wären. Immerhin beläuft sich der Schaden, den die unschuldigen Vorübergehenden erleiden, auf drei Aquarelle. Also Vorsicht mit „Ferienmappen"!

Hugo Grimm und Martha Strele. Kollektivausstellung im Ferdinandeum. Grimm ist der Maler der seelenvollen Jünglingsromantik. Seine Phantasie arbeitet mit mehr oder weniger überliefertem Stimmungsrequisit und hat keine große Spannweite, aber sie ist echt und überzeugend. Farbige Erlebnisse muß Grimm poetisch, manchmal bis zur Fabel, steigern, um genügendes Unterkommen für die Fülle seines Gemütes zu finden. Das bedeutet keine Überlegenheit und ist kein Zeichen besonderen Mutes, aber es ist Eigenart. Er kann nicht anders. Sein schöpferisches Leiden ist ein etwas pedantischer Weltschmerz, der eigensinnig Trost abweist. Seine technische Meisterschaft, die seinen Einfällen, ja sogar auch seinen Naturstudien stets gewachsen ist, macht ihn selbstbewußt und fruchtbar, aber auch vorsichtig und zum geschworenen Feinde alles Problematischen, bedenkenlos Gewagten und Unzeitgemäßen. Doch gerade dieser sachliche, philiströse Zug erschließt ihm die Herzen. Er wird sich über Mangel an echtfärbiger Bewunderung — insbesondere von Frauen — nie zu beklagen haben. — Seine Schülerin arbeitet temperamentvoller und realistischer, sonst aber noch ganz kopierend. Nur die Köpfe sind weit besser als die ihres Meisters. Schade, daß sich Beide so wenig mit graphischen Künsten beschäftigen, die ihrem Wesen edleres und geschmeidigeres Ausdrucksmaterial bieten würden, als die Ölfarbe. — Im gleichen Raume ist eine 1809er Gruppe zu sehn. Vor dieser Art skizzenhafter Holzschnitzerei befällt uns eine gräßliche Landesüblichkeit. Keine der Figuren ist das Holz und die Schneid' wert. Das Ganze ist läppisch und flüchtig zusammengestellt und beklext, ohne Einheit und Komposition, nur gerade für das Publikum hingeschmissen. Für jedes „Hausindustrie"-Geschäft zu schlecht fand es im Landesmuseum Unterkommen, wie mancher andere Schmarrn.

Erna Moser. Drei Studienköpfe, wie sie in den Münchener Malschulen täglich gemalt werden, wenn Fleiß und Talent zusammenwirken. Mehr als die Besonderheit der Lehrmethode läßt sich vorläufig nicht aus ihnen herauslesen.

Max von Esterle. Zwei Porträts. In dem einem ist ein etwas schläfriges Gesicht mit einem hemmungslosen Freimut hingesetzt, der für Esterle geradezu uncharakteristisch wäre, wenn diese farbig und plastisch gleich lebendige Schilderung nicht von einem boshaft kichernden Humor durchsetzt wäre. Das Selbstbild — wie alle im Affekt entstandenen Selbstbilder etwas verzeichnet — ist tiefer und konzentrierter. Daß der Kopf dunkel auf hell gesetzt ist, wirkt wie absichtliche Verhängung. Und doch spricht aus den Zügen das unheimlich Verhaltene

(gez. von Max v. Esterle.)

Josef Pembaur der Jüngere.

eines glühenden Impulses ganz deutlich. So entsteht ein seelisches Selbstbild, unbewußt, mit nervösen Pinselschlägen aufgedeckt. Dazu kommt noch das vorherrschende Blau, das man von den Winterlandschaften her als Lieblingsfarbe Esterles kennt und das hier als farbiges Dämmerlicht wirkt, während beim anderen Porträt die ganze Harmonie auf gelb gebaut ist. Von der technischen Unbeholfenheit des letzten Porträts ist nichts mehr zu sehen. Was Esterle sich dort erplagt hatte, gelingt ihm hier auf den ersten Strich.

Albert Plattner. Herrenporträt. Ein Bild, welches vergeblich zu beweisen versucht, daß es nicht ohne künstlerisches Interesse gemalt sei. Es wirkt beängstigend banal und tadellos, wie jedes Bemühen um Routine und Ansehen. Hoffen wir, daß der Meister sich seines Temperamentes besinnt und der Lockung dieser Art Vollkommenheit widersteht.

Benedikt.

Herr von Hoffensthal und — ich.

I.

Maria Himmelfahrt, 4. September 1911.

Lieber Herr von Ficker,

ich beglich heute die Note über die bisher bezogenen Brennerhefte, sende aber Heft 7 mit der Bitte zurück, mir die Zeitschrift nicht weiter zuzuschicken. — Ich reise in einigen Wochen nach Japan und kehre erst Herbst 1912 zurück.

Vielleicht ist Dallago, der mir und vielen anderen jede Freude an Ihrer im übrigen tüchtigen Zeitschrift verdirbt, bis Herbst 1912 endlich so weit im „Wu Wei", daß er nicht mehr so confuses Zeug schreiben „tut."

Diesen köstlichen Fall vorausgesetzt würde ich den Brenner wieder abonnieren.

In China, wo ich mich auf meiner Reise auch aufhalten muß, werde ich mich genau über den Einfluß der tirolischen Literatur auf die chinesische informieren und Ihnen darüber in einem Aufsatz „China und ich" berichten.

Ich hoffe ähnlich innige Zusammenhänge zwischen Chinesern und Tirolern zu finden, wie sie Dallago schon nachgewiesen hat.

Vielleicht klingt „China und ich" ein wenig zu bescheiden, aber auch der große Dallago hat nicht „Ich und Laotse" sondern rührend demütig „Laotse und Dallago" geschrieben.

Im Ernst:

Sperren Sie endlich diesem Narren Ihre Spalten. Dann kann aus dem Brenner mühelos das Blatt werden, das Sie und viele Freunde Tirols wünschen. Mit besten Grüßen Ihr Hans v. Hoffensthal.

II.

Innsbruck-Mühlau, 11. September 1911.

Herrn Hans von Hoffensthal, Maria Himmelfahrt.

Sehr geehrter Herr,

Ihre geschätzte Mitteilung, daß Sie das Abonnement des „Brenner" abzubestellen wünschen, bitte ich Sie, falls es nicht schon geschehen ist, der Geschäftsstelle bekannt zu geben, da ich mich mit der Regelung administrativer Angelegenheiten nicht befasse. Aus demselben Grunde muß ich es mir versagen, von irgend welchen Bedingungen Notiz zu nehmen, deren Erfüllung Ihr Wiederabonnement in Aussicht stellen könnte. Ich habe wichtigere Ziele im Auge zu behalten, und als Abonnent stehen Sie mir — das ist wohl selbstverständlich — nicht näher als jeder andere Abonnent.

Was Sie von Dallago halten (es schiene mir erst bedenklich, wären Sie anderer Meinung über ihn), geht mich weiter nichts an. Ihre scherzhafte Zusicherung aber, Sie würden sich in China genau über den Einfluß der tirolischen Literatur auf die chinesische informieren und mir darüber in einem Aufsatz „China und ich" berichten, nehme ich mit dem gebührenden Erstaunen über das bescheidene geistige Format solchen Hohnes zur Kenntnis. Denn nichts vermag die Enge eines geistigen Horizontes empfindlicher bloßzustellen als ein Witz, den der nächstbeste Flachkopf ebenso gut treffen und wahrscheinlich besser pointieren würde. Die plebejische Dürftigkeit Ihrer Ironie macht es aber einem differenzierter empfindenden Menschen völlig unmöglich, Ihren Ernst genießbarer zu finden als Ihren Humor. Ja, er wird sich gerade dort eines heiteren Lächelns nicht erwehren können, wo Sie — mit Ihrem Witz kläglich zu Ende — ausdrücklich ernst genommen werden wollen. Ich gestehe daher, mit der Emballage gönnerhaften Wohlwollens ebenso wenig anfangen zu können wie mit dem humorhaften Kern. Ich danke für beides und wünsche nichts weiter als Ihrem Scherz wie Ihrem Ernst künftig gleich weit entrückt zu sein. Da ich aber keinen Grund habe, Ihren guten Willen in Frage zu stellen, und ich wie Sie der Meinung bin, daß Sie im Sinne vieler einheimischer Chineser das erlösende Wort gefunden haben, indem Sie Dallago einen Narren nennen, so gedenke ich Ihr Schreiben in einem der nächsten Hefte zu veröffentlichen und den Fall mit jenem Humor zu erörtern, der in solchen Fällen dringend geboten ist und der allein im Stande ist, den Unterschied zwischen Witz und öder Frozzelei deutlich zu machen. Hochachtungsvoll Ludwig von Ficker.

III.

Hotel Hofer, Anton Friedl, Oberbozen
Klimatischer Höhenort 1200 Meter

Oberbozen, 13. September 1911.

Sehr geehrter Herr,

mein Brief an Sie war ausdrücklich für Sie allein bestimmt, und darum protestiere ich höflich dagegen, daß Sie ihn veröffentlichen.

Ich hatte nicht die Absicht, mein Urteil über Dallago anderen als Ihnen zu sagen, und hätte auch Ihnen nichts darüber gesagt, wenn ich gewußt hätte, daß Sie Ihre einstigen freundschaftlichen Beziehungen zu mir so unvermittelt ignorieren.

Wenn Sie das Bedürfnis haben, sich über mich im Brenner auszulassen, so ist das Ihre Sache.

Dagegen verwahre ich mich bestimmtest dagegen, daß Sie private, Ihnen als ehemaligen Kameraden allein zugedachte Äußerungen in die Öffentlichkeit bringen und dadurch zu öffentlichen Kränkungen machen.

Ich mag Dallago als Menschen sehr gerne und habe dies oft und oft betont. Es wäre nun gar nicht in meiner Absicht, einen mir sympathischen Menschen zu beleidigen.

Ich hoffe, daß Sie, auch als Herausgeber einer Zeitschrift, zwischen einer privaten und öffentlichen Äußerung unterscheiden wollen.

Mit Hochachtung Hans v. Hoffensthal.

*

Ich unterscheide mit Vergnügen. Ich komme nur zu einem anderen Resultat als Herr von Hoffensthal. Ich finde nämlich, daß sein kritischer Geheimerlaß eben nur soweit und nur solange, als er im Verborgenen respektiert zu werden hoffte, Anlaß zu Verstimmung bot, während die Veröffentlichung das Peinliche der Sache mit einem Schlag in Heiterkeit verwandelt.

Herr von Hoffensthal ist zwar — nachträglich — so zuvorkommend, seiner Aeußerung über Dallago den Charakter einer Kränkung zuzutrauen. Und er möchte einen Narren, den er als „Menschen" hochschätzt, um alles in der Welt nicht öffentlich beleidigen. Bloß insgeheim —: Womit Herr von Hoffensthal nun allerdings ein prinzipielles Taktgefühl verrät, das nach Gebühr geschätzt zu werden verdient. Aber er nehme die Sache nur nicht tragischer als sie ist. Denn das Bemerkenswerte seiner Kundgebung liegt, soweit Dallago in Betracht kommt, natürlich nicht im invektiven Wortlaut seiner Ironie — einer Ironie, die zwar keinem Narren, wohl aber jedem Tölpel Ehre machte — es liegt ausschließlich in

der Hemmungslosigkeit, mit der er sich mitten in einem epileptischen Humoranfall als geistige Instanz aufspielt, die unsereinem auf die Beine helfen möchte. Und das Bedenkliche ist die Unbedenklichkeit, die Herrn von Hoffensthals Humor ermächtigt, mir die ernste Weisung zu erteilen: ich möge einem Mitarbeiter, der ihm und überhaupt den vorgesetzten literarischen Behörden dieses Landes nicht genehm ist, die Oeffentlichkeit einer Zeitschrift entziehen, die außer Land Beachtung findet, und ihm damit die Resonanz des Schaffens, die Möglichkeit des Wirkens unterbinden. Kurzum: Der Zweck ist ernst zu nehmen, nicht die Mittel. Und nicht das Unbedachte der mißglückten Form — das Wohlbedachte der mißglückten Absicht macht Herrn von Hoffensthals Epistel für den „Brenner" druckreif. Umso druckreifer, da diese Absicht in eine fadenscheinige Sorge um das Gedeihen dieser Zeitschrift eingewickelt ist, in eine Sorge, die nichts — nicht einmal mehr den Abonnementpreis — kostet und folglich keinen Heller wert ist; denn daß sich eine Zeitschrift „müheloser" durchsetzen ließe, wenn man mit billigen — vielleicht gar kostenlosen — Ratschlägen ihre Spalten füllen könnte, diese Einsicht braucht mir niemand nahe zu legen. Am wenigsten Herr von Hoffensthal, der einem Publikationsorgan, das sich weit mehr durch Unbestechlichkeit der geistigen Ausschau unbeliebt als durch bestechende Honoraraussichten verdient zu machen wußte, nicht sonderlich Beachtung schenken sollte. Er beruhige sich also. Er überschätzt die Tragweite seiner Anmaßung. Solange diese den Schutz der Diskretion als eine selbstverständliche Voraussetzung beanspruchte, mochte sie berechtigt sein, sich aggressiv zu fühlen. Ins Licht der Oeffentlichkeit gestellt hat sie nur mehr die Kraft, die eigene Ohnmacht zu entblößen. Ihr geistiger Nährvater unterlasse es daher, die einleuchtende Rücksicht auf die eigene Person mit der durchsichtigen Rücksicht auf den Menschen Dallago zu bemänteln. Er fühle: diese Rücksicht übe ich, indem ich Herrn von Hoffensthals private Rücksichtslosigkeit jener Oeffentlichkeit anvertraue, die sich bisher wohl über das primitiv Menschliche Dallagos, nicht aber über das klimatisch Höhenmenschliche des Herrn von Hoffensthal ein Urteil bilden konnte.

Wenn ich dem Tone seiner beiden Zuschriften trauen darf, so hat aber nicht nur der „Brenner" seinen bedeutendsten Abonnenten, sondern ich persönlich einen Freund verloren. Es müßte demnach die Beherztheit, mit der ich durch Veröffentlichung dieser Korrespondenz den Verlust zu einem endgültigen stemple, als ein Akt gewissenloser Willkür erscheinen. Und — wer weiß? — am Ende sind die freundschaftlichen Beziehungen, in die sich Herr von Hoffensthal

nachträglich flüchtet, gar eine Falle, in die ich ihn gelockt habe Eine Deutung, die umso mehr für sich hat, da ich nicht leugneu kann, mit Herrn von Hoffensthal während des Dezenniums einer oberflächlichen Bekanntschaft einige Briefe und gelegentlich auch einige Worte gewechselt zu haben. Niemand jedoch weiß besser als er und ich, daß ich dabei die Grenzen eines höflichen Entgegenkommens nie weiter ausgedehnt habe, als der normale Temperaturgrad unserer Beziehungen es bedingte. In keinem Falle habe ich Herrn von Hoffensthal mit einer jovialen Vertraulichkeit behelligt, die — um sich nicht bloßgestellt zu fühlen — des Deckmantels der Diskretion bedürfte. Und wenn sich seine Briefe durch eine inhaltlose Kürze empfahlen, während sich die meinen durch das Gegenteil verdächtig machten, so erklärt sich dies sehr einfach aus der parallelen Tatsache: daß die Distanz, die ihn mit mir verband, eben geringer war als die Distanz, die mich mit ihm verband. Kann sein, daß Herr von Hoffensthal für diese Tatsache blind war; möglich, daß er die ungeschminkte Offenheit, mit der ich mich — auf seinen Wunsch — über seine ersten Bücher äußerte, nicht bloß als einen selbstverständlichen Charakterzug, sondern als Ausdruck einer besonderen Wertschätzung hinnahm. Dann aber, dünkt mich, hatte er aus diesem Trugschluß den rechten Schluß zu ziehen und hätte seinen guten Glauben nicht selbst desavouieren dürfen. Denn wenn schon Herr von Hoffensthal das unabweisliche Bedürfnis empfand, sich über Wert und Unwert der von mir geleiteten Zeitschrift auszulassen, so hatte er die schönste Gelegenheit, sich in „kameradschaftlichem" Sinn zu revanchieren. Er durfte mir ruhig seine Meinung sagen. Auch über Dallago, selbstverständlich. Ohne Umschweife, ohne Wohlwollen — ohne Verständnis. Aber in einem Tone, der etwas von dem Anstand haben müßte, mit dem ich Herrn von Hoffensthal, solange er noch dichterisch etwas zu sagen hatte, meine Reverenz erwies. Statt dessen belästigt er mich aufs Geratewohl mit einer öden Witzelei, die selbst dem Ulkbedürfnis einer Faschingszeitung zu banal erschiene, und ignoriert so selbst nicht nur die freundschaftlichen Empfindungen, von denen er mich blind besessen wähnte, sondern auch die taktvoll unverbindliche Haltung, mit der ich ihm in Wahrheit stets begegnet bin.

Und ist verdutzt, versteht sich, wenn ich für seine Späße kein Verständnis zeige. Doch weit entfernt, sich an den Kopf zu greifen, greift mir der Psychiater (der stets ein dürftiger Psychologe war) gelassen nach dem Puls und diagnostiziert: Er habe sich in mir getäuscht. Ich sei gar nicht so harmlos, wie er dachte. Im Gegenteil: ich sei sogar imstande, eine Gemeinheit zu begehen: Vielmehr: ich

sei schon im Begriffe. Das lasse er nicht zu. Er könne es nicht dulden, daß ich den eigenenen Mitarbeiter, der doch ein so sympathischer Mensch sei, in meiner eigenen Zeitschrift einem Spott aussetze, den dieser Kaffer — pardon: dieser Chineser — nur privatim verdiene. . . Das sei wider die Regel und den Anstand. Mit einem Wort: Er protestiere!

Vergebens, wie er sieht. Denn erstens erblicke ich in Herrn von Hoffensthals Erklärung, seine alberne Verunglimpfung Dallagos sei nur für mich allein bestimmt gewesen, eine Auszeichnung, die mir als verantwortlichem Leiter dieser Zeitschrift nicht gebührt; und da ich überdies der Meinung bin, daß seine Weigerung, den Wortlaut seines kritischen Erlasses vor der Öffentlichkeit zu verantworten, das Unverantwortliche seines Vorgehens nur bekräftigt, so trage ich schon aus diesem Grunde kein Bedenken, Herrn von Hoffensthal vor jenes Forum zu zitieren, dem er mehr Rücksicht zu schulden glaubt als mir. Zweitens aber hat Dallago natürlich nichts dagegen einzuwenden, daß Herrn von Hoffensthals freimütiges „Urteil" über ihn auch solchen Anteilnehmenden bekannt werde, denen der Unterschied zwischen dem geistigen Niveau eines konfusen Narren und dem eines gemeinverständlichen Poeten noch nicht geläufig war. Im übrigen ist Herr von Hoffensthal trotz seiner Überzeugung von der Unzurechnungsfähigkeit Dallagos objektiv genug, Dallagos warmherzige Begrüßung seines Erstlingswerkes (die längst ihre Berechtigung verloren) auch heute noch als eine kompetente Würdigung in Reklameprospekten zu unverdienten Ehren zu bringen. Wie sollte da der also Geehrte sich lumpen lassen und auf ein solches Beispiel edler Selbstverleugnung hin noch zögern, den Beweis äquivalenter Weitherzigkeit zu erbringen!

Ist doch auf diese Weise alles ausgeglichen und in schönster Ordnung!

„Rührend demütig" hat Herr von Hoffensthal die Betonung eines Ichgefühls genannt, das sich, marktfern und einsam, zu einem altchinesischen Weisen in Beziehung setzte, weil es dessen Art als tiefverwandt, als Quelle reinen Menschentums, als Halt und Sicherung für sich erkannte. Kein Wunder, daß ein Selbstgefühl von so verlorener Eigenart das Interesse und die Spottlust eines Psychiaters reizen muß, der als Poet die Herzen aller Backfische im Sturm erobert und der es in seinem Schaffen nicht bloß zur billigen Schaustellung eines stolzen Selbstbewußtseins, sondern nachweislich bereits zur glänzend honorierten Glorifizierung seiner Unwiderstehlichkeit gebracht hat. Aber da Herr von Hoffensthal seiner Spott-

lust auch das Motto: „Warum als Dichter in die Ferne schweifen?" unterzulegen scheint, so muß man ihm doch zu verstehen geben, daß die sublimste Mission der tirolischen Literatur nicht auf die Dauer darin gipfeln kann, die jungen Gänse und die Poesie auf dem Ritten zu hüten. Und wie treffend er mit „rührend demütig" die Art des Verfassers von „Laotse und ich" bezeichnet, wird einem erst so recht bewußt, wenn man sich unversehens dem dreisten Hohne einer geistigen Herablassung preisgegeben sieht, der man es auf den ersten Blick anmerkt, daß sie nicht nur Dallago, sondern Laotse selbst mit einem Confusius verwechselt.

Diese prinzipielle Einsicht bequemt sich schließlich gerne zu dem Zugeständnis, daß ‚„China und ich" von Hans von Hoffensthal' in der Tat geistig bescheidener klingt als ‚„Laotse und ich" von Carl Dallago'. Denn das Mißverhältnis zwischen China, dem großen Tummelplatz der Unsentimentalität, und dem steifen Ich eines poetischen Herzenbrechers aus Tirol ist zu grotesk, als daß nicht jeder Kundige sofort den unfreiwilligen Humor dieser Zusammenstellung spüren sollte. Da aber Herr von Hoffensthal nun einmal in der glücklichen Lage ist, als wohlbestallter Schiffsarzt in Länder zu geraten, denen sich andere zeitlebens nur im Geiste zu nähern vermögen, so gönne er Dallago den „Anschluß" eines solchen Armen im Geiste und trachte, den eigenen fahrplanmäßigen nicht zu versäumen. Denn ob nun Herr von Hoffensthal dem fernen Osten mit oder ohne geistiger Ehrfurcht naht — soviel steht fest: Das unerbittliche Aviso „Patienten und Neugierigen ist der Eintritt verboten" prangt dort an keines Heiligtumes Schwelle.

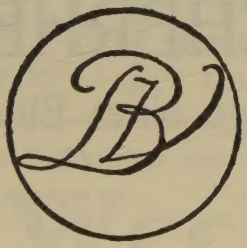
Ludwig von Ficker.

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)



Brenner-Verlag, Innsbruck.

Neuerscheinungen:

Hans Bachgarten: Aus einem Schiffstagebuch (Zwei Jahre in Japan und China). — Verlag J. Krmpotič, Pola (K 3·—).

Hermann von Pfaundler: Mein Himmele. Neue Gedichte. — Wagner, Innsbruck.

Albert von Trentini, Lobesamgasse 13. Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG
erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Streifzüge eines Einsamen.

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

Telephon Nr. 34

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

Am 1. Oktober erscheint

Der Weckruf

Alpenländisches volkstümliches Wochenblatt für geistigen und kulturellen Fortschritt, für Politik, Volkswirtschaft und Kunst

Erscheint jeden Sonntag. Einzelnummer 16 Heller

Abonnementspreis vierteljährig zwei Kronen

Man abonniert: Verwaltung des „Weckruf", Innsbruck, Mandelsbergerstrasse 9

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Urteile über den „Brenner".

J. V. Widmann im Berner „Bund": Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner" führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ...Im Ganzen ist „Der Brenner", wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ...So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner".

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner" ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner", eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner". Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.